



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
HEIDELBERG

---

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**  
Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris  
(Institut historique allemand)  
Band 14 (1986)

DOI: 10.11588/fr.1986.0.52956

---

#### Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

erweckt der sozio-ökonomische Ansatz des Verfassers nicht nur das Interesse des Bankhistorikers, sondern auch des an der Vergangenheit interessierten Laien, der hier eine längst verflossene Lebensart der obersten Schichten des letzten Jahrhunderts vor Augen geführt bekommt. Abgerundet wird dieses umfangreiche Werk mit dem dritten Band »La Politique de la Banque de France de 1851 à 1870«, der sich mit dem politischen Verhalten der »Banque de France« auseinandersetzt. Die »Banque de France«, Emissionsbank und zugleich Geschäftsbank, war zwar abhängig von der Finanzpolitik, konnte aber doch ihrerseits als größte und wichtigste Bank Frankreichs auch auf den Staat eine gewisse Macht ausüben. Diese wechselseitige Abhängigkeit mit den politischen, ökonomischen und gesellschaftlichen Hintergründen führt Alain Plessis in diesem Buch mit seiner, dem Leser schon aus den ersten beiden Bänden bekannten wissenschaftlichen Gründlichkeit in gut übersichtlicher Form aus.

Der Vf. ist in seinem Werk weit über die reine Darstellung der Geschichte einer Bank hinausgegangen. Von der Geschichte der Bank ausgehend, zeigt er dem Leser die sozialen, politischen und wirtschaftlichen Hintergründe des Zweiten Kaiserreiches. Insgesamt dürften diese Bände nicht nur den Bankhistoriker interessieren, sondern auch denjenigen, der den heutigen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Standpunkt aus der Geschichte abzuleiten versteht.

Manfred POHL, Frankfurt

Norman RICH, *Why the Crimean War? A Cautionary Tale*, Hannover/London (University Press of New England) 1985, XIX–258 S., 5 Karten.

Der Krimkrieg hat in der Historie den unbestrittenen Ruf, als einer der »unnützigsten Kriege« der Geschichte zu gelten, weil die auf seiten der Sieger erhofften Ergebnisse in gar keinem Verhältnis zum Aufwand an Gut und Blut gestanden hätten. Trotz dieses eindeutigen Verdikts oder gerade deswegen schlägt er immer wieder aufs neue diejenigen Historiker in seinen Bann, die sich mit ihm näher beschäftigen. Man will rational zu erfassen suchen, wie es möglich war, daß ein so hohes Maß an menschlicher Torheit so viel Bewegung in die Geschichte mit derart totalen Reibungsverlusten gebracht hat. Der amerikanische Historiker N. Rich, der als Krimkriegsforscher bisher nicht hervorgetreten war, hat sich von dieser Faszination anstecken lassen, die einmal von jenem Mißverhältnis von Einsatz und Ergebnis ausgeht, zum andern von der mit Händen zu greifenden Parallelität der damaligen Funktionsweise des Konzerts der Großmächte und der heutigen Konstellation der Weltmächte. Es ist bezeichnend, daß der Impuls zur Beschäftigung mit dem Krimkrieg heute immer wieder in der Geschichtswissenschaft derjenigen Länder ausgelöst wird, welche die Protagonisten des heutigen Weltgegensatzes sind – in den angelsächsischen Ländern und in der Sowjetunion.

Der Vf. hat auch mit seiner Feststellung recht, daß es geraume Zeit keinen Gesamtüberblick über den Krimkrieg aus umfassender diplomatiegeschichtlicher Perspektive gegeben habe. Die Forschung habe sich zwar in den letzten Jahrzehnten mit wichtigen Einzelproblemen beschäftigt und sie erhellt, aber ein Gesamtbild, das den heutigen Forschungsstand widerspiegeln, sei längst fällig gewesen. Für diese Synthese, die knapp und konzis ausgefallen ist, muß dem Vf. Dank ausgesprochen werden. Er hatte nicht den Ehrgeiz gehabt, in das Labyrinth der einschlägigen unveröffentlichten Aktenmassen einzusteigen, sondern ließ sich von der bescheideneren Absicht leiten, sich die Ergebnisse anderer Forscher zunutze zu machen und die Frage nach den Ursachen, dem Verlauf und den Ergebnissen des Krieges neu aufzuwerfen und zu beantworten. Das Buch ist also in erster Linie für den Nichtspezialisten gedacht, und in dieser Hinsicht vermag es den sich selbst gesetzten Anspruch durchaus zu erfüllen.

Der Spezialist dagegen wird an bestimmten Interpretationen Anstoß nehmen müssen. Und sie berühren in der Tat fundamentale Fragen. Bevor sie angesprochen werden, sei kurz auf den

Aufbau der Studie eingegangen. Etwa die Hälfte des Buches ist der langen und komplizierten Vorgeschichte des Krimkriegs gewidmet: dem englisch-russischen Weltgegensatz in den Jahrzehnten nach dem Wiener Kongreß; der französisch-russischen Auseinandersetzung in der Frage der Heiligen Stätten (merkwürdig ist hier, daß keinerlei grundsätzliche Überlegungen über die orientalische Frage an sich angestellt werden); der Menšikov-Mission, also dem russischen Versuch, die von Napoleon III. beeinträchtigte Vormachtstellung Rußlands im Osmanischen Reich wieder zu konsolidieren; den zahlreichen Bemühungen der europäischen Diplomatie, in den vordergründig auf Rußland und die Türkei beschränkten Auseinandersetzungen zu vermitteln; der Entsendung der französischen und der englischen Mittelmeerflotte in das Krisengebiet der türkischen Meerengen. Etwa nur ein Viertel des Buches ist der nicht minder komplizierten Diplomatiegeschichte während des Krieges gewidmet: den Zielen der kriegführenden Mächte; den permanenten Versuchen Österreichs, den Krieg abzukürzen und den Frieden wiederherzustellen (die Position Preußens wird zu Unrecht als unwichtig betrachtet – was sie bis Ende Dezember 1854 keineswegs war – und daher aus der Erörterung ganz ausgeklammert); den Vier Punkten vom 8. August 1854, in denen die eigentlich unvereinbaren Kriegsvorstellungen der beiden Westmächte und Österreichs auf einen Nenner gebracht werden sollten; dem Dezemberbündnis zwischen Österreich und den Westmächten (das aber ungebührlich cursorisch auf kaum mehr als einer Seite behandelt wird) und den Wiener Konferenzen vom Frühjahr 1855. Das letzte Viertel des Buches behandelt schließlich die Friedensanbahnung nach dem kriegsentscheidenden Fall der Festung Sevastopol' vom 8. September 1855 und den Pariser Friedenskongreß sowie den Friedensvertrag vom 30. März 1856.

Das Buch ist der erste Versuch, sich nicht nur die Ergebnisse der neueren Krimkriegsforschung (Studien von W. Heindl, P. W. Schroeder, B. Unckel, A. P. Saab, J. S. Curtiss, des Rezensenten) für ein Gesamtbild aufzugreifen, sondern auch die vor einigen Jahren der Forschung zur Verfügung gestellten österreichischen Quellen (\*Akten zur Geschichte des Krimkriegs«, Serie 1, Österreichische Akten, Bd. 1–3, München/Wien 1979–80) auszuwerten. Diese Auswertung ist dem Vf. aber nur zum Teil gelungen; zu einem anderen Teil ist ihm das Geheimnis der österreichischen Politik (d. h. der Politik des Außenministers Buol-Schauenstein) verschlossen geblieben. Für den Rezensenten ist dies ein erneuter Beweis, wie wirksam Buol sein Spiel getrieben hat, Rußland vom Anfang des Krieges bis zu seinem Ende im Ungewissen über die Ernsthaftigkeit eines österreichischen Kriegseintritts zu lassen, um es dadurch zum Nachgeben zu zwingen – so wirksam, daß selbst nach Bereitstellung der Akten diese Absicht nicht klar erkannt wird. Der Vf. postuliert nämlich für den März 1854 (wo ihm die Quellen scheinbar recht geben) Interventionsgelüste Buols (S. 114, 116) und kann sich auf dessen anschließende Interventionswarnungen und Friedensbemühungen, die dann konstant und durchgängig festzustellen sind, keinen rechten Reim machen, so daß er Buols politisches Verhalten als unrealistisch, konfus, widersprüchlich und inkonsequent bezeichnet (S. 115–116). Er neigt auch deutlich – aber doch irrig – der Meinung zu, daß Buol ursprünglich (vor der österreichischen Besetzung der Donaufürstentümer) ein militärisches Engagement der Westmächte auf dem Balkan gewünscht habe, um dann einen triftigen Vorwand für Österreichs Eingreifen in die Hand zu bekommen (S. 114, 121). Er hat sich von dieser Meinung weder durch die Ausführungen seines amerikanischen Kollegen Paul W. Schroeder noch durch eine Gesamtschau der österreichischen Akten abbringen lassen. Der scheinbare Widerspruch in Buols Verhalten führt ihn auch dazu, in dessen Politik gegenüber Rußland – Abkehr von der Heiligen Allianz, Hinneigung zu den Westmächten – einen »fürchterlichen Fehler« (\*a terrible blunder«: S. 123) zu erblicken, der für die Isolierung Österreichs in den folgenden zwei Jahrzehnten mit allen ihren für die österreichische Machtstellung sich ergebenden Folgen verantwortlich sei. Mit dieser Interpretation gerät der Vf. dann aber ungewollt selbst in einen Widerspruch, wenn er im späteren Verhalten Buols (seinen ultimativen Forderungen an Rußland, den Krieg zu beenden: während der Wiener Frühjahrskonferenzen 1855 und im Dezember 1855) eine Verzweiflungshandlung sieht (\*a sense of desperation«:

S. 151 und 163). Buols Verhalten wird damit nämlich zutreffend gekennzeichnet. Es entsprang einem unentrinnbaren Dilemma: Ein Kriegseintritt auf russischer Seite hätte Österreich nicht die russische Freundschaft erhalten, wie der Vf. meint, sondern seinen Zusammenbruch bedeutet. Das gleiche gilt für den Kriegseintritt auf seiten der Westmächte. Diese Überlegung hat der Vf. auch schon am Anfang seiner Studie angestellt (S. 67), so daß nicht Buols Verhalten widersprüchlich und konfus ist, sondern das Urteil des Vf.

Ein zweiter fundamentaler Einwand gegen die Interpretation des Vf. ist seine Sicht der russischen Politik, besonders der Menšikov-Mission, der russischen Kriegsziele und der Forderungen des Zaren gegenüber der Türkei. Liest man die entsprechenden Ausführungen, so gewinnt man den Eindruck, daß Menšikov (oder der Zar) der tapsige, aber im Grunde doch gutmütige Bär ist, der den Ränken und Fallstricken des schlaunen Fuchses – des englischen Botschafters in Konstantinopel, Stratford de Redcliffe – erlegen ist. Diese Schwarzweißmalerei macht sich bis in die sprachlichen Formulierungen hinein bemerkbar. So wird vom »unglücklichen Menšikov« (S. 51) gesprochen, der von den Türken (hinter denen Stratford gestanden habe) durch unscheinbare und unbedeutende Konzessionen mit Absicht beleidigt und provoziert worden sei (S. 54); er habe trotzdem die russischen Forderungen schließlich wesentlich herabgemildert, so daß man in ihnen unmöglich irgendeine Bedrohung der Souveränität oder Unabhängigkeit des Sultans habe erblicken können (S. 56). In Olmütz hätten sich die Russen (der Zar und sein Außenminister Nesselrode) gegenüber England und Frankreich mit Freundschaftsbeteuerungen geradezu überschlagen (»went out of their way to be friendly...«: S. 84); demgegenüber habe sich das englische Kabinett mit den Olmützer Vermittlungsvorschlägen Buols von Ende September 1853 überhaupt nicht ernsthaft befaßt (S. 85). Weitere Beispiele könnten genannt werden. Die Schuldzumessung des Vf. – hier der Zar: der Unschuldengel und tumbe Tor; dort Palmerston und sein Sprachrohr Stratford: die bösen Genien und Kriegstreiber, die Rußland zerschmettern wollten –, sie ist auf zwei Gründe zurückzuführen: Einmal auf das methodische Problem, daß wir für die englische und für die russische Seite Quellen von ganz unterschiedlicher Aussagekraft zur Verfügung haben. Im englischen Falle besitzen wir nicht nur amtliche und halbamtliche Quellen, sondern auch solche sehr intimen Charakters, aus denen die doppelte Moral der Politiker klar erkennbar ist. Im russischen Fall kennen wir nur »eindimensionale« Quellen, die eine unterschiedliche Moral nicht ohne weiteres erkennen lassen; »zweidimensionale« Quellen sind auch angesichts der russischen Verfassungsstruktur kaum vorstellbar. Ihre Nichtexistenz darf aber nicht dazu verleiten, auf russischer Seite politische Moral nur auf einer Ebene vorauszusetzen. Ein anderer Grund liegt darin, daß der Vf. der russischen Großmacht kraft der ihr innewohnenden Entwicklungstendenz zur späteren Weltmacht des 20. Jh. andere Lebensgesetze zubilligt als den konkurrierenden europäischen Großmächten von damals, der englischen besonders. Es sei eben ein Fehler gewesen, das Riesenreich des russischen Zaren in seinen Auseinandersetzungen mit der moribunden Türkei zu reizen und sich ihm in den Weg zu stellen. Doch sei hier die Frage erlaubt, wer denn damals den Rubikon zuerst überschritten, d. h. sich über die ungeschriebenen Gesetze des europäischen Konzerts hinweggesetzt hat. Es war der Zar, der durch den Einmarsch in die Donaufürstentümer, die völkerrechtlich zum Osmanischen Reich gehörten, als erster das Schwert aus der Scheide zog und es sich gefallen lassen mußte, sich von den anderen Konzertmitgliedern wieder in die Schranken weisen zu lassen. Diese Zurechtweisung (mit der Drohung und dem Einsatz militärischer Mittel) hat ein so unverdächtig moralischer Zeuge wie Gladstone damals als Mitglied des englischen Kabinetts wie auch im nachhincin, Jahrzehnte später, als gerechtfertigt und notwendig anerkannt.

Winfried Baumgart, Mainz